

Rund 24.000 Kirchen und Kapellen haben wir in Deutschland – im Laufe von Jahrhunderten errichtet, steinerne Zeuginnen des Glaubens und unendlichen Engagements von unzähligen Menschen, die Ideen, Geld und noch mehr Zeit und Schweiß eingesetzt haben, damit diese Gotteshäuser entstehen konnten als Orte, wo sich Gemeinde versammeln kann, um Gemeinschaft zu erleben, sich in der Gemeinschaft und in den Sakramenten stärken zu lassen für das Leben und das Christsein im Alltag. Seit dem Jahr 2000 sind 500 Kirchen in Deutschland geschlossen und 140 davon abgerissen worden. Da mögen die einen sagen: Es sind ja noch rund 24.000 da, da fallen die doch kaum ins Gewicht. Und anderen blutet das Herz, vor allem, wenn es „ihre“ Kirche ist. Leichten Herzens wird keine Kirche profaniert und erst recht nicht abgerissen. Das zu tun ist das Ergebnis eines langen und komplexen Entscheidungsprozesses. Dazu hat auch die Deutsche Bischofskonferenz Richtlinien entwickelt. Danach soll zunächst geprüft werden, ob eine liturgische Nutzung weiter möglich und sinnvoll ist. In einem nächsten Schritt soll eine „Teilumnutzung“ diskutiert werden, d.h. ein kleiner Teil der Kirche soll als sakraler Raum weiter genutzt werden. Der nächste Schritt ist die vollständige Umnutzung, was eine Profanierung zur Folge hat, wenn die Kirche in diesem Rahmen verkauft wird. Der teilweise oder vollständige Abriss ist erst die letzte Option.

Zugegeben, es ist seit dem Jahr 2000 nicht oft vorgekommen, aber es sind durchaus neue Kirchen entstanden – an neuen Orten, die sinnvoll erschienen, weil sich Gemeinden verändert haben, gewachsen sind, und auch an der Stelle, an der die alte Kirche stand. Eine solche neue Kirche hat vor kurzem der Limburger Bischof und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, in Frankfurt am Main eingeweiht, der betonte, dass neue Zeiten neue Wege erforderten, um Menschen die Begegnung mit Gott zu ermöglichen und Angebote des Glaubens zu machen. Das muss man/frau sich bewusst machen beim Eintritt in die „Erlebniskirche“ St. Johannes. Denn diese Kirche ist ganz anders. Dass es anstelle der Orgel eine Musikanlage gibt, weil regelmäßig eine Band die musikalische Gestaltung der Gottesdienste übernehmen soll, wird man noch einigermaßen problemlos nachvollziehen können. Schwieriger wird es dann schon zu verstehen, dass es keine fest installierten Bänke oder Stühle gibt. Die Kirche ist, was Sitzgelegenheiten angeht, tatsächlich leer. Die Idee dahinter: Es soll nach Bedarf bestuhlt werden und wie der Bedarf aussieht, das kann man/frau noch gar nicht genau sagen. Nur eines steht nach Aussage des zuständigen Pfarrers schon fest: Es sollen neue Formate ausprobiert werden, „nicht das alte Programm in neuen Wänden spielen.“

Mit diesem Ansatz stehen sie nicht allein da. „Ich bin davon überzeugt, dass es eine Grundaufgabe der Kirche als Gemeinschaft ist, zu schauen, in welchen Formen wir uns zusammenfinden, um unseren Glauben, unsere Zweifel und unsere Anfragen zu leben und zu feiern. Der erste Gedanke ist dabei nicht, schon Antworten zu haben, sondern zuerst unsere Fragen zu finden und zusammenzutragen. Dabei stellen wir fest, dass Menschen aus Theologie, Kunst, Theaterpädagogik oder Sozialarbeit ähnliche Fragen stellen. Dafür sollte Raum sein und diesen Raum nennen wir Kirche.“ So äußerte sich der Theologe und Künstler Sebastian Schmid, Kurator von „St. Maria als“ in Stuttgart im Interview mit [katholisch.de](http://www.katholisch.de) (www.katholisch.de, 11.5.2021). Um diese Position einordnen zu können, müssen wir vier Jahre zurückgehen. Damals besuchten noch 50 Menschen am Sonntag den Gottesdienst in St. Maria. Gleichzeitig stand eine Innensanierung an mit geschätzten Kosten von rund vier Millionen Euro. Es musste also ein Konzept her, wie es mit der Kirche weitergehen sollte. Mit dem Slogan „Wir haben eine Kirche – haben Sie eine Idee?“ startete das Projekt „St. Maria als“. Die Rückmeldungen waren zahlreich und vielfältig – vom Picknickort über Disco, Trampolinhalle, Stadt-Oase bis hin zur Kleiderkammer für Bedürftige. Und alle Ideen wurden ausprobiert. Plötzlich kamen unter der Woche mehr Menschen in die Kirche als vorher am Sonntag. Natürlich gab es auch Kritik, die Kirche werde profaniert und zur Räuberhöhle gemacht. Dass dies nicht im Sinne der Verantwortlichen war und ist, zeigen einerseits Regeln, die nach der Erprobungsphase aufgestellt wurden (z. B. wurde das Biertrinken und das Tanzen verboten) und andererseits mehr noch das oben schon erwähnte Interview, wie Sie/Ihr der folgenden Passage selbst entnehmen können/könnt:

Frage: Eine Kirche ist ja eigentlich ein liturgischer Ort und die Eucharistie ist für Katholiken Quelle und Höhepunkt des christlichen Lebens ([Lumen gentium 11](#)). Inwiefern erfüllt eine Kirche ihren Zweck, in der neben Messen auch beispielsweise Kulturveranstaltungen stattfinden?

Schmid: Genau das ist die Frage: Was ist das Wesen einer Kirche? Ist sie neben Ort der Liturgie nicht auch Ort der Diakonie, der Verkündigung und der geistlichen Gemeinschaft? Meine Antwort lautet: Eine Kirche ist ein Raum, um etwas vor Gott zu tun. Aber sie ist das für alle, die sich diesen Raum nehmen möchten. Das verändert natürlich die Gottesvorstellung, wenn man sich Gott als Raum vorstellt, in dem man sich bewegt, in dem Bewegung stattfindet. Dann ist die Kirche ein Raum dafür, dass ich da sein darf und dass ich die Aussage Gottes erfahren kann: "Ich bin, der ich bin." ([Ex 3,14](#))

Frage: In "normalen" Kirchen geht es eher darum, Gottesdienste miteinander zu feiern oder einen Raum für persönliche Gebete zur Verfügung zu stellen...

Schmid: Beten heißt kommunizieren mit Gott, da sein vor Gott, eine bestimmte Haltung einnehmen. Dafür muss man nicht unbedingt nur Worte verwenden, sondern man kann auch mit den Händen, mit den Augen oder mit dem Körper beten. Die höchste Form des Betens ist das Dasein selbst. In so einer Kirche wie "St. Maria als" kann deshalb auch das Liturgieverständnis ein anderes sein. [Romano Guardini](#) hat Liturgie als "heiliges Spiel" definiert. Dieses Spielen bedeutet eben, dass wir nicht nur festgelegte Formen von Liturgie haben, sondern dass auch andere Formen von Liturgie und liturgienahen Feiern möglich sind.

...

Frage: Wie gehen Sie mit Vorwürfen um, dass das Gotteshaus durch dieses Konzept entweiht würde und Sie ein Sakrileg begehen?

Schmid: Wir nehmen das ernst. Nicht umsonst heißt "St. Maria als" auch "Kirche des Dialogs" und es ist unsere Aufgabe, diesen Dialog zu führen. Aber wir bleiben gleichzeitig beharrlich. Vielleicht ist dieses Konzept nicht für alle etwas, aber für manche. Das reicht uns. Jedes Kirchenkonzept, auch das gewohnte und traditionelle, ist immer nur für manche Menschen gut. Andere vertreibt es. Diese Menschen sind dann nicht böse oder unchristlich. Sie fühlen sich nur nicht daheim. Das ist legitim – in "St. Maria als" wie in jeder anderen Kirche. Aber wir haben auch Begegnungen, da ist Dialog nicht mehr möglich. Dann nehmen wir so gut es geht ernst, was uns an den Kopf geworfen wird. Aber nicht persönlich. Denn es ist ja nicht unsere Kirche allein. Auch nicht die der Kritiker. Unsere Aufgabe ist es nur, Raum und Tür offen zu halten.

...

Frage: Mit "St. Maria als" soll erprobt werden, wie eine Kirche als Gottesdienstraum auch anders verstanden werden kann. Ist diese Probe denn irgendwann beendet?

Schmid: Hoffentlich erlebe ich das nicht (lacht). Ich bin davon überzeugt, dass es eine Grundaufgabe der Kirche als Gemeinschaft ist, zu schauen, in welchen Formen wir uns zusammenfinden, um unseren Glauben, unsere Zweifel und unsere Anfragen zu leben und zu feiern. Der erste Gedanke ist dabei nicht, schon Antworten zu haben, sondern zuerst unsere Fragen zu finden und zusammenzutragen. Dabei stellen wir fest, dass Menschen aus Theologie, Kunst, Theaterpädagogik oder Sozialarbeit ähnliche Fragen stellen. Dafür sollte Raum sein und diesen Raum nennen wir Kirche. (www.katholisch.de, 11.5.2021)

In „St. Maria als“ wird weiter die Messe gefeiert – eine Form der Gottesbegegnung. Dass es eine Form ist, die immer mehr Menschen fremd geworden ist, mögen wir bedauern. Aber beim Bedauern

dürfen wir nicht stehenbleiben. Dann wären wir ganz schnell an dem Punkt, den Kardinal Marx in Rückgriff auf Alfred Delp den „toten Punkt“ genannt hat. In seiner Predigt beim Gottesdienst im Rahmen der Opernfestspiele hat er betont, dass dieser tote Punkt zum wendenden Punkt werden muss/soll/kann. Die „Erlebniskirche St. Johannes“ und „St. Maria als“ könnten solche Wendepunkte markieren, nicht nur was Kirchenbauten angeht, sondern das Kirchenverständnis. Pastoralreferent Andreas Hofstetter-Straka aus St. Maria hat es, wie ich finde, auf den Punkt gebracht: „Kirche wird gerade in den Ortskirchen neu entdeckt und entwickelt. Kirche wird vielfältiger. Da wird die Frage sein, ob die verschiedenen Formen gegenseitig abgewertet werden, oder ob man entdeckt, dass verschiedene Arten von der gleichen Tradition her entworfen werden.“ (www.katholisch.de, 8.9.2019).

Ich finde, das klingt doch gut. Und der Blick in die steingewordene Glaubens- und Kirchengeschichte mag doch ermutigen, sich auf Neues einzulassen, auch auf neue Räume für gelebten Glauben. Vielleicht sind es Bauten mit leeren Räumen, die von Gott und uns erst gefüllt werden. Vielleicht sind sie es Bauten, die man auf den ersten Blick nicht als Kirche erkennt – Sie erinnern sich/Ihr erinnert Euch vielleicht an meinen ersten Besuch an meiner ersten Einsatzstelle, von dem ich im letzten Newsletter erzählt habe. Vielleicht sind es Bauten, die sich architektonisch gesehen einfügen in die Häuserreihen – Kirche mittendrin unter den Menschen. Vielleicht

„Wir haben eine Kirche – haben Sie eine Idee?“

Wir dürfen gespannt sein!

Und auch in dieser Spannung bleiben wir verbunden.

Ihre/Eure Pastoralreferentin Maria Gleißl